

Es war schon fast Mittag, als der Dodge RAM, ein paar Meilen östlich von Pine Ridge Village, von der Interstate 18 nach Norden auf einen Schotterweg abbog. Etwa vier Meilen folgte Robert dem, bevor er an einer Gabelung das Lenkrad nach links einschlug. Er fuhr langsamer, als zuvor. Dieser Weg schien sich im Gelände zu verlieren. Ausgewaschene Schlaglöcher wechselten mit Steinen, denen Robert ausweichen musste. Der Weg führte ein Stück aufwärts, bis er vor einem Felsplateau endete, an dem es steil abwärts ging, als wäre ein Stück Stein abgebrochen. Robert stoppte und stieg aus. Er sah sich um. Das karge Land bot einen phantastischen Ausblick. Sein Blick blieb jedoch an dem weißen Wohnwagen hängen. Die Räder fehlten. Vor dem Eingang waren ein paar Holzkisten und Bretter zu einer Veranda mit zwei Stufen umfunktioniert. Links daneben, unter einem provisorischen Vordach, standen drei blaue Plastikfässer. Oben, auf dem Dach des Trailers, lagen mehrere alte Autoreifen, um ein Wellblech am Wegfliegen zu hindern. Wahrscheinlich war das Dach undicht. Die Satellitenschüssel war sturmsicher an einem Eisenpfosten verschraubt, der am Wohnwagen fixiert war. Daneben standen zwei Chevys, ein Ford Pick up und ein roter Mustang.

„Was suchst du hier?“

Kenneth blieb in der offenen Tür stehen.

„Der rote Mustang gefällt mir. Steht der zum Verkauf.“

Kenneth lachte.

„Willst du ihn für Maggie?“

„Warum nicht.“

„Sie kann ihn haben.“

Kenneth kam näher und blieb vor Robert stehen. Er zog eine Zigarettenschachtel aus der Brusttasche seines Hemdes und hielt sie Robert hin.

„Frieden?“

Robert kniff die Augen zusammen. Um seine Mundwinkel herum spielte ein Lächeln, als er antwortete. „Waffenstillstand.“

Kenneth lachte.

„Auch gut.“

Er gab Robert Feuer und zündete sich seine Zigarette an. Dann nahm Kenneth einen langen, tiefen Zug. Völlig ernst sagte er: „Maggie braucht jemanden, der sie beschützt.“

„Wovor?“

Kenneth schwieg. Er kaute auf der Unterlippe herum. Dann zog er noch einmal an der Zigarette.

„Vor Männern wie dir?“, fragte Robert

Kenneth schüttelte den Kopf. Er presste die Lippen aufeinander, als wollte er sich zum Schweigen zwingen. Sein Blick war auf einen Punkt fixiert, weit fort von hier. Dort schienen auch seine Gedanken zu kreisen.

„Du weißt es also. Wer war mit dem Mustang draußen, wenn nicht du?“

Wieder schüttelte Kenneth den Kopf. Er trat die Zigarette aus, an der er erst zweimal gezogen hatte.

Robert beobachtete

ihn aus den Augenwinkeln heraus. Nein, Kenneth schien nicht nervös. Er war die Ruhe selbst.

„Maggie kann ihn haben. Ich brauche ihn nicht mehr. Der Mustang ist okay“, sagte Kenneth schließlich und brachte sich damit zurück.

„Ich schenke ihn ihr. Aber du solltest ihr bessere Reifen besorgen. Die alten sind abgefahren.“

Robert hatte die Worte vernommen. Er zog an der Zigarette, bevor er sie halb aufgeraucht austrat.

Ohne ein Wort zu sagen, ging er zu dem roten Sportwagen, um ihn sich genauer anzusehen. Zwölf Jahre alt, aber er sah noch so gut wie neu aus. Die Kratzer auf dem Lack waren übliche Gebrauchsspuren. Spuren einer Kollision suchte Robert allerdings vergebens. Es gab keine. Nur eine breite Delle an der hinteren Stoßstange, notdürftig mit dem Hammer gerichtet und viel zu tief.

„Er gehörte meiner Frau. Sie ist mal beim rückwärts Ausparken gegen einen Stein gefahren“, kommentierte Kenneth.

„Gut, ich rede mit Maggie. Aber lass dir was einfallen, was du dafür haben willst. Ich sehe es nicht gern, wenn sie von einem anderen Mann Geschenke bekommt.“

Auf Kenneths Gesicht erschien ein Grinsen. Robert verabschiedete sich und stieg in seinen Truck. Kenneth blieb reglos stehen und sah dem davonfahrenden nach.

...Stunden waren vergangen. Maggie konnte die Buchstaben in der Dämmerung kaum noch erkennen. Sie legte das Buch beiseite und ging zum Fenster. Robert war nicht zurück gekommen und Mary war noch im Hospital. Selbst die Katze hatte sich noch nicht blicken lassen. Nachdenklich verschränkte Maggie die Arme und kaute auf der Unterlippe. Ihre Überlegungen brachten ihr keine Antwort auf ihre Frage, weshalb der Mann vom FBI ihren Mann mitgenommen hatte. Schließlich zog sie den Vorhang zu, schaltete die kleine Lampe an und dann den Fernseher. Er gab ihr das Gefühl, nicht ganz allein zu sein. Langsam schlenderte sie in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Das Abendessen war längst kalt geworden, aber es duftete durch das ganze Zimmer. Sie holte sich eine Packung Orangensaft heraus und stellte diese ab. Als sie nach einem Glas greifen wollte, hielt sie inne und lauschte.

Es hatte geklungen wie ein Poltern gegen die Hauswand. Dann Stille. Maggie wartete. Nichts geschah. Sie schenkte sich vom Saft ein und stellte den Tetrapack zurück in den Kühlschrank, bevor sie am Glas nippte. Ein leises, kaum hörbares Geräusch an der Tür ließ sie erneut aufhorchen. Ein Scharren, dann war es wieder still, bevor etwas sanft von außen dagegenschlug. Maggie stellte das Glas ab und ging zur Tür. Bevor sie öffnete, lauschte sie noch einmal, das Ohr dicht an der Tür. Aber es blieb still. Maggie entschied sich, dem auf den Grund zu gehen und öffnete sie vorsichtig. Sie konnte nicht vermeiden, dass ihr Puls jagte. Ihr ganzer Körper war angespannt und entlud sich in einem sekundenschnellen Zusammenzucken aller Muskeln, als ein schwarzes Etwas durch den Spalt der geöffneten Tür an ihr vorbei huschte.

„Gleschka!“, rief Maggie laut auf und atmete erleichtert tief durch. Sie blickte zum RAM. Dann streifte sie die Straße und den kleinen Vorgarten mit ihrem Blick, bevor sie die Tür wieder schloss. In der Küche schepperte es.

„Gleschka!“, rief sie noch einmal mahnend und ging auf die gefleckte Katze zu.

„Na, du Streunerin. Hat dich der Hunger nun nach Hause getrieben?“, fügte sie schon versöhnlicher hinzu und strich ihr über das Fell. Die Gefleckte schien es zu genießen und schnurrte leise. Maggie füllte ihren Napf, während das Tier um ihre Beine schlich.

Plötzlich huschte sie weg. Maggie ließ erschrocken den Napf zu Boden fallen, als sie den Mann auf sich zukommen sah. Alles begann sich zu drehen, der Boden wankte und das Blut schoss heiß in ihren Kopf. Ein unvermeidliches Zittern durchfuhr ihre Glieder.

„Kenneth“, entfuhr es ihr kaum hörbar, die Augen weit aufgerissen. Er hatte ein Bowiemesser in der Hand und stieß sie wortlos, im Bruchteil einer Sekunde, zu Boden.

„Nein!“, schrie sie entsetzt auf.

Maggie atmete schwer unter dem Gewicht des großen, kräftigen Mannes. Ein Schuss fiel. Dann stieß jemand von außen die Tür auf. Kenneth sprang auf und flüchtete durch das Fenster. Richard Sounding Side, von der Stammespolizei, folgte ihm mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Hinter Richard tauchte Robert Yellow Cloud auf. Er hockte sich zu Maggie.

„Bleib unten!“, sprach er hastig und legte die Hand auf ihre Schulter, als wollte er seinen Worten Nachdruck verleihen.

„Wer war der Kerl?“

Maggie zögerte.

„Kenneth“, sagte sie leise und schüttelte ungläubig den Kopf, als im selben Augenblick ein zweiter Schuss krachte, der die Fensterscheibe durchlöcherte. Unwillkürlich zog Maggie den Kopf ein. Auch Robert duckte sich noch tiefer. Stimmen drangen herein. Ein Scheinwerferlicht leuchtete kurz auf und verschwand seitlich über die Wand im Wohnzimmer. Langsam wagten Maggie und Robert aufzustehen. Durch den offen stehenden Fensterflügel, durch den Kenneth geflüchtet war, beobachteten sie, wie zwei Polizisten einen Mann in ihrer Mitte festhielten. Er ließ den Kopf

hängen und wehrte sich nicht.

Thorney, der die Scheinwerfer seines Jeeps noch eingeschaltet hatte, legte ihm die Handschellen an. „Es ist wie ein böser Traum“, sagte Maggie leise. „Ich kann nicht glauben, dass Kenneth... Ich hatte Angst vor ihm.“

Robert schwieg und schien noch zu überlegen. Dann sagte er: „Ja. Aber sie haben ihn erwischt und es war das zweite Mal, dass er dich angegriffen hat. Letzte Woche auf dem Parklplatz, vor dem Hospital, hattest du auch Angst vor ihm, als er dich mit Gewalt in seinen Wagen drängen wollte. Aber warum?“

Sie sahen, wie Thorney den Gefangenen, den Maggie und Robert eindeutig als Kenneth erkannt hatten, in seinen Wagen schob.

... Die Sonne schickte ihre ersten Strahlen über die Berggipfel.

Sie schimmerten zwischen den Zweigen der Bäume hindurch. Die Vögel begrüßten den anbrechenden Tag mit ihrem Gezwitzcher. Einige Pferde erhoben sich und begannen, auf den Tauwiesen zu grasen. Hin und wieder erklang ein zufriedenes Schnauben. Nur ein helles, neues Holzblockhaus mit Veranda, Antennenanlage und Schuppen erinnerte daran, dass der Mensch den Fuß in dieses Paradies gesetzt hatte. Als die Sonne höher stand, tauchten zwei Reiter zwischen den Bäumen auf, die ein drittes, gesatteltes Pferd ohne Reiter mit sich führten. Sie steuerten auf das Blockhaus am Waldrand zu. Nur einer der beiden Indianer sprang vom Pferd und ging zur Tür. Sie war nicht verschlossen. Dennoch klopfte Robert mit der Faust dagegen. Von drinnen drang ein grunzender Laut heraus.

„Hey! Charlie!“, rief Robert laut und schlug die Faust nochmals gegen die dicke Holztür. Es blieb still. Robert drehte sich zu Ray um und grinste.

„Wir könnten ihm glatt alle Pferde stehlen. Charlie schläft wie ein Bär im Winterschlaf.“

„Unsere Vorfahren hätten es bestimmt getan. Leichte Beute“, ergänzte Ray.

Sie lachten beide amüsiert.

„Und meine hätten euch dafür an den nächsten Baum gehängt, ihr Brut von Pferdedieben“, hörte Robert eine brummige Stimme hinter sich. Er fuhr herum.

„Nicht, wenn sie alle so behäbig waren wie du.“

Der große, dicke Mann mit dem Vollbart, der in der Tür aufgetaucht war, lachte dröhnend.

„Hey Lakotaflieger! Schön dich zu sehen. Bist du wieder im Einsatz?“

„Nein. Nur das Zelt abbrechen. Ich gehe nach Hause.“

„Hm. Da gibt's keine Berge, keine Wälder, keine Seen und keine reißenden Ströme.“

„...und keinen Helicopter. Aber eine Familie. Meine Familie.“

„Gehört das langhaarige Bergwiesel da auch mit dazu?“ Charlie wies mit einer Geste auf Ray.

„Ja. Ray Yellow Cloude“, antwortete Robert.

„Hallo Ray. Ich bin Charlie. Freut mich.“

Ray nickte. „Hallo.“

„Kommt rein. Ich koche uns einen ordentlichen Kaffee. Hunger?“

„Wenn es was Gutes gibt, immer“, lachte Robert und hieß Ray abzusteigen.

„Ihr bringt mir einen meiner Gäule zurück, wie ich sehe“, stellte Charlie fest. Er hatte seinen Fuchs längst erkannt.

„Ray hat ihn im Wald gefunden. Oben am Bärenpass.“

Charlie hob die Augenbrauen. „So, so.“

„Wer hat ihn sich ausgeliehen?“

„Ein gewisser Brown. Er sagte, er sei Tourist und fragte nach dem Weg dorthin.“

„Hast du den Mann schon mal irgendwo gesehen?“

„Nein. Aber wie ein Tourist kam er mir auch nicht gerade vor. Ich meine: Wer reitet schon alleine eine so weite Strecke in einem Gebiet, das ihm fremd ist. Die meisten buchen geführte Touren, damit sie sich nicht verirren, da oben. Und die, die alleine in die Berge gehen, gehen nie ohne Ausrüstung.“

Robert hielt den Kopf schräg und kniff die Augen zusammen.
„Dann kannte er sich aus“, stellte er schließlich fest.
„Ist anzunehmen. Wieso? Was ist mit ihm?“
„Er ist tot.“
Charlie starrte Robert irritiert an und verharrte mit offenem Mund in Sprachlosigkeit.
„Möglicherweise wird die Polizei zu dir kommen.“
„Von mir aus.“
Charlie winkte ab und wollte ins Haus gehen. Robert hielt ihn am Arm zurück.
„Du bist dir ganz sicher, dass du ihn noch nie gesehen hast? Du kennst viele Leute, auch Fremde. Denk nach!“
„Liegt dir was an ihm?“
Roberts Gesichtszüge verfinsterten sich schlagartig. „Nein. Aber er wollte jemanden töten, an dem mir sehr viel liegt.“
Charlie schien über diese Antwort sichtlich erschrocken zu sein.
„Maggie?“, fragte er ungläubig.
Robert nickte.
Charlie war erschrocken. Seine Stimme wollte ihm versagen, als er die beiden in sein Haus bat. Er ging als Letzter hinein und schloss die Tür. Die Pferde grasten vor der Veranda und verscheuchten mit ihren Schweifen lästige Insekten.

... Die Sonne neigte sich langsam. Der Abend kündigte sich an. Während Maggie und Kath das Abendessen vorbereiteten, saß Simon gemeinsam mit Sharon auf den Treppenstufen vor dem Haus. Die Welpen hatten sich den ganzen Nachmittag über ausgiebig ausgetobt. Nun waren sie müde unter dem Schutz ihrer Mutter, Tashina, in einem Knäul vereint, eingeschlafen. Sharon erzählte dem Gast von den Hunden, der Schule, ihren Freundinnen und ihrem Traum, Ärztin zu werden.
„Dann ist es ja gut, dass ich bleibe. Ich freue mich auf eine so motivierte Kollegin wie dich.“
Sharon grinste.
Vor der Verandatreppe waren zwei Männer aufgetaucht. Simon hatte sie, im Gespräch vertieft, weder bemerkt noch kommen sehen. Wie aus dem Nichts waren sie plötzlich da. Er erkannte Harry und Ian Yellow Cloud. Simon erhob sich, seine Überraschung verbergend, und grüßte sie. Harry lächelte. Er wirkte entspannt und seine Gestalt beeindruckte Simon ehrlich. Die dunklen Schatten um seine Augen herum waren spurlos verschwunden.
„Hau. Weißer Geist. Anpetu Washte“, sagte Harry.
Simon lächelte zurück.
„Ja.“
Er wusste nicht, was er hätte sagen sollen. Maggie und Kath kamen aus dem Haus und stellten das Essen in Schüsseln auf den Boden.
„Sehr traditionell“, meinte Maggie augenzwinkernd zu Simon. „Unsere Gartenmöbel werden erst noch geliefert.“ Sie kicherte. „Irgendwann.“
Dann tauchten mehrere Wagen aus einer immensen Staubwolke auf. Ein ganzer Konvoi, bemerkte Simon erstaunt. Sie kamen. Simon wurden die Knie weich, als sie ihre Wagen, wie eine Herde Ponys, vor dem Haus parkten. Unzählige braunhäutige Menschen mit schwarzen Haaren purzelten heraus.
„Unsere Krieger kommen“, erwähnte Maggie beiläufig. Ihre Worte schienen Simon zu beunruhigen. Doch die schwarzen Augen blinzelten ihm freundlich zu. Er presste seine Lippen fest aufeinander und nickte ihnen zu.
Einige grinnten, einige betrachteten ihn eher neugierig. Er erkannte auch Mary Night Killer und Running Deer unter ihnen. Obwohl er ihre vertrauten Gesichter sah und sich zu ihnen hingezogen fühlte, spürte er, wie weit er noch von ihnen entfernt war. Und doch war er plötzlich

mitten drin. Simon kam sich schon fast ein wenig überflüssig vor.

„Na, ausgeschlafen?“, fragte ihn eine bekannte Stimme. Simon sah in Jack Many White Bulls rundes, grinsendes Gesicht. Der klopfte ihm auf die Schulter und Simon war ihm dankbar, dass ihn der Mann nun mit seinen Fragen in Beschlag nahm.

Auch Crow Horse kam mit seiner Familie zum Essen. Simon hatte ihn und seine Frau sofort erkannt. Eher zurückhaltend begrüßte er sie. Doch er sah in freundliche Gesichter.

Als sie sich schließlich alle gemeinsam im Kreis vor dem gelben Haus niederließen, kam Robert mit seinem Dodge RAM zurück. Er grüßte und lud mit den Männern die Getränke von der Ladefläche, bevor er sich zu ihnen setzte.

Es gab ein Festmahl, wie lange nicht mehr, an dem sich alle satt essen konnten. Simon war erstaunt, wie fröhlich und unbeschwert sie alle waren. Er hatte selbst lange nicht mehr so herzlich gelacht. Seine ewige Verlegenheit und Unsicherheit wich dem Gefühl, dazu zu gehören zu diesen Menschen. Der Beginn, etwas zu besitzen, was man nirgendwo auf dieser Welt kaufen konnte: Freunde. Das laute Knattern von zwei Motorrädern drang an seine Ohren. Die Lakota sahen sich um. Von Weitem tauchten sie aus den Staubwolken auf und nahmen Gestalt an.

„Der Spähertrupp kehrt zurück“, kommentierte Ian.

„Sie haben das Essen gerochen“, meinte Kath.

„Was haben sie nur für seltsame Ponys bei sich. Sie müssen krank sein“, schüttelte Crow Horse den Kopf.

„Wer?“, fragte Ian erstaunt. „Die Ponys oder die Späher?“

Sie lachten.

Eine Gruppe von vier braunhäutigen Burschen stoppte vor dem Haus. Einer von ihnen trug eine Gitarre auf dem Rücken.

„Das ist Ray mit seinen Freunden. Sie machen Musik“, erklärte Sharon Simon.

„Was für Musik?“, fragte Simon.

„Laut!“ antwortete Crow Horse und lachte.

Die Mädchen kicherten und hielten die Hand vor den Mund.

„Rockmusik und was Traditionelles. Wie es ihnen in den Sinn kommt“, sagte Maggie schließlich.

„Klingt interessant“, meinte Simon.

„Hallo!“, grüßten die Burschen.

„Es riecht verdammt gut hier. Wir haben einen Mordshunger“, sprach Ray, während er die Gitarre vom Rücken nahm und sich mit den Burschen im Kreis niederließ.

„Ich weiß, dass du ein unschlagbarer Tänzer bist, aber dass du auch ein Musiker bist, wusste ich nicht“, sagte Simon bewundernd.

„Ich will einer werden, Doc“, grinste Ray und griff zu.

„Er träumt davon, mit seiner Band berühmt zu werden“, warf Sharon ein.

Die Burschen, die Simon eher skeptisch begegneten, kauten bereits.

„Ich würde mir eure Musik gern mal anhören. Vielleicht braucht ihr noch einen Fan?“, fragte Simon.

„Sei vorsichtig, Simon! Vielleicht schlagen sie dich in die Flucht“, lachte Ian.

„Nein. Nur Columbus. Aber das nützt jetzt auch nichts mehr“, meinte Ray kauend und winkte ab.

Alle lachten. Die Abendsonne ließ die Wolken am Horizont gelb erscheinen. Ein kleines Feuer knisterte inzwischen in der Mitte dieser Menschen. Als sich alle satt gegessen hatten, holten die Burschen ihre Instrumente heran. Simon erkannte eine Trommel, Flöte und Rasseln.

„Rücken Sie mal 'n Stück, Doc“, sagte Ray, nahm seine Gitarre aus der Hülle und setzte sich neben Simon.

Dann strich Ray sanft über die Saiten und entlockte der Gitarre spielerisch erste Töne. Simon lauschte.

„Hoka hey!“

Ray schlug den Takt mit der flachen Hand auf dem Holz der Gitarre. Dann folgten kräftige, rasch wechselnde Akkorde. Dann wieder sanftere.

Simon hörte die Töne nicht nur. Er spürte eine Harmonie in seinem Herzen, die ihn alles vergessen ließ. Die Musik und die Stimmen der Burschen wühlten Simon auf und trugen ihn fort. Leise sangen schließlich alle mit. Simon vernahm die trillernden Töne der Flöte und hörte zwischendurch ein Rasseln. Irgendwann stimmte auch er, ohne es beabsichtigt zu haben, in den Gesang ein. Deutlich hörte er die Trommel und er schlug den Takt auf seinem Schenkel mit. Mit einem einschlägigen Akkord der Gitarre und einem letzten Trommelschlag endete das Lied. Simon schnappte nach Luft.

„Gefällt Ihnen die Musik, Doc?“, fragte Ray.

„Ja. So etwas habe ich noch nie gehört. Ihr seid spitze.“

Ray grinste. Auch die anderen drei Burschen freuten sich. Die Skepsis gegenüber diesem fremden Wasicu schien sich zu verflüchtigen.

Ray stimmte das nächste Lied an. Ein Lied mit sanften, warmen Tönen, die bis tief in die Herzen drangen. Er sang ein Gebet. Den Refrain sangen alle Lakota mit. Selbst Simon bewegte die Lippen.

„The winds of life blow in four directions, the sacred waters flow to the sea, the eagles flies high as any mountain, oh Great Spirit keep us free.“

Der Wind trug ihre Stimmen, gemeinsam mit dem Rauch des Feuers, hinauf.